

Transformation

Die folgenden Überlegungen gehen davon aus, dass der menschliche Lebensverlauf auf einer kontinuierlichen Abfolge von diskontinuierlichen Strukturbrüchen beruht und eben daraus erst seine Zukunftsfähigkeit gewinnt. Über die Klärung des Transformationsbegriffs kommt man daher einer „Kontinuität im Wandel“ (Müller/Schaal/Thiersch 2002) auf die Spur. Die anschlussfähige Verschränkung immer neuer Umbruchsituationen ließe sich daher als das „temporale Moment“ eines transformativen Verständnisses von Lebensverläufen bezeichnen. Allerdings hat nicht jede Veränderung bereits die strukturelle Qualität einer Transformation. Mit ihr bekommt man es mit einem ähnlichen Einschätzungsproblem zu tun, wie etwa beim Unterschied zwischen kurzzeitigen Witterungsschwankungen und der Tiefenschicht eines langwelligen Klimawandels. Es lohnt daher, sich den Begriff der Transformation genauer anzuschauen. Auf dieser Grundlage lässt sich dann verdeutlichen, dass Transformation im Gesamtzusammenhang eines Lebensverlaufs in ein Spannungsfeld unterschiedlicher Entwicklungsdimensionen eingebettet ist, die in Form anschlussfähiger Ereignisse prozessuale Figurationen wie Rhythmen oder Sequenzen herauszubilden vermögen (Schützeichel 2015).

Relationstheoretisch betrachtet, ist der menschliche Lebensverlauf als ein in-einander verschränktes und wechselseitiges Bedingungsgefüge interferierender Entwicklungen zu verstehen, die zwar jeweils einer eigensinnigen Verlaufslogik folgen, zugleich aber resonant aufeinander bezogen sind. Der Begriff der „Interferenz“ meint dabei sowohl die Möglichkeit einer wechselwirkenden Verstärkung als auch ihrer gegenseitigen Neutralisierung. Grob gesprochen handelt es sich um ein komplexes Zusammenspiel zwischen einer körperlich-ontogenetischen, biografischen, generationsübergreifenden, gesellschaftlich-historischen und kulturgeschichtlichen Entwicklungsdimension innerhalb des Gesamtzusammenhangs eines planetarisch-weltgesellschaftlichen Spannungsfeldes. Aus dem Verständnis von Lebensverläufen als ein „Endloses Geflochtenes Band“ (Hofstadter 1985) wird es möglich, „Transformation“ in ihrem Zusammenspiel mit umwälzenden Ereignissen in all den anderen Dimensionen nachzuvollziehen, die für diese zwar keine kausale, aber eine

synchrone Wirksamkeitsbedingung darstellen. Auf genau diesen „zeitsensiblen Erklärungszusammenhang“ (Aljets/Hoebel 2017) stellt dieser Beitrag zum Transformationsbegriff im Lebensverlauf ab.

Das oft genug überraschende Aufeinandertreffen widerstreitender Entwicklungsverläufe kann als ein Widerfahrnis von positiver oder auch negativer Bedeutsamkeit erlebt werden. Im Sinne einer strukturellen Schnittstelle oder auch eines Wendepunkts hat hierbei das Konstrukt des „kritischen Lebensereignisses“ (Filipp 1995) Geltung erlangt. Um den Begriff Transformation in seiner existenziellen Dramatik gerecht zu werden, ist er konsequent von schlichter Veränderung, aber auch von kleinschrittigem Wandel zu unterscheiden. Seine Vorsilbe „trans“ verweist auf einen strukturellen Übergang hin zu einer komplementären „Gegen-Seite“. Das Wort „Formation“ bezeichnet zunächst eine Form, die es bereits zu einer gefestigten An-Ordnung gebracht hat. Hinsichtlich einer solcherart in sich selbst gefestigten Verfasstheit gelingt der Prozess einer „In-Formation“ erst unter der Voraussetzung, dass neu Hinzukommendes hinreichend passfähig zugerichtet worden ist. Eine Formation nimmt nur wahr, was sie bereits kennt und sei es als eine ihr „bekannte Fremdheit“.

Anders stellt sich die Problematik dar, wenn fehlende Passfähigkeit die aneignende Formation durch Irritation zur transformierenden Selbstveränderung zu stimulieren vermag und dabei dem Phänomen eines verstörenden „Nichtverstehens“ zu seiner Erscheinung verhilft. Jean Piaget fasst dies in dem epistemologischen Steigerungsverhältnis von Assimilation zur Akkomodation. Während bei einer ausschließlich inhaltlichen Veränderung die zugrunde liegende Formation stabil bleibt, bekommt man es bei einer Transformation mit einem tieferen und damit „grundlegenden“ Strukturwandel zu tun: Gestalttheoretisch gesehen, fügt sich nicht nur eine veränderte „Figur“ vor dem gleichbleibenden Hintergrund ein, wie dies im Prozess einer „Assimilation“ erfolgt. Stattdessen transformiert sich der (Hinter-)Grund, aus dem die Figur die Möglichkeit ihres Erscheinens und auch ihre Bedeutung bezieht. Vor den sich nun strukturell verschiebenden Kontextbedingungen transformiert sich in Folge auch die Bedeutung der auf ihnen in Erscheinung tretenden „Figur“. Bisläng „Undenkbares“ wird intelligibel, zuvor latent gebliebene Phänomene treten nun sichtbar in Erscheinung. Während sich die unterschiedlichen Spielarten schlichter Veränderungen auf inhaltliche Variationen einer weiterhin strukturell stabilen Kontextformation beschreiben lassen und bei der sich diese als strukturell unerhebliche „Attribute“ erweisen, zielt Transformation aufs Ganze. Hinzu kommt ein weiteres qualitatives, wenn nicht sogar normativ gehaltvolles Moment: Transformation kann systemtheoretisch gesehen keinesfalls durch einen Eingriff von außen erfolgen, sondern ihre Bewegung geht notwendigerweise von einer immanent kreativen „Spannungslage des Zwischen“ aus. Aus dieser spannungsreichen

Lagebeziehung eines „Sich-Dazwischen-Befindens“ transformiert sich die Gesamtgestalt „intrinsisch“ und das meint aus sich selbst heraus.

In transformationstheoretischer Deutung lassen sich im menschlichen Lebensverlauf in Bezug auf Transformation zwei Grundformen eines strukturellen „Übergangs“ beobachten und im Rahmen einer reflexiven Transformationsanalyse (Schäffter 2019) zu einem Bildungsraum lernförderlich ausgestalten: Einerseits Übergang in Form eines grenzüberschreitenden *Bewegungsverlaufes als Statuspassage* und andererseits Übergang als eine immanent spannungserfüllte und hierdurch schöpferische *Lagebeziehung*. In beiden Formen eines Übergangs bekommt man es mit besonderen *Figuren einer Trans-Formation* zu tun. Dies soll abschließend erläutert werden.

Nicht zuletzt aufgrund seiner Anschaulichkeit verführt der Begriff des „Übergangs“ in seiner Suggestivkraft zur Denkfigur eines grenzüberschreitenden Bewegungsverlaufs, der von einem Ausgang her eine strukturelle Schwelle überwindet, um sich schließlich in einem mehr oder weniger antizipierten Zielbereich einzufinden. Transformation erhält die Bedeutung einer Umwandlung von einem bekannten hin zu einem ebenfalls bekannten Zustand. Diese klassische Transformationsfigur wird im sozialtheoretischen Kontext als „Statuspassage“ bezeichnet. In den organisch-biologischen, ontogenetischen oder sozial-kulturellen Dimensionen finden sich bereichsspezifische Bezeichnungen, wie der Begriff der „Reife“ oder des „Lebensalters“. In ethnologischen Studien hat es Übergang als *rites de passage* zu einiger Bekanntheit gebracht. Um die Denkfigur auf komplexe Unbestimmtheiten einer spätmodernen Transformationsgesellschaft übertragen zu können, wird es gegenwärtig erforderlich, die Ausgangssituation und den antizipierten Zielbereich hinsichtlich ihrer Bestimmbarkeit auszudifferenzieren (vgl. Schäffter 2014). Dabei wird erkennbar, dass Übergänge einer jeweils anderen Entwicklungslogik folgen, je nachdem, welche der beiden Seiten unbestimmt bzw. sogar prinzipiell unbestimmbar erscheinen. Probleme bereiten dabei vor allem die explorierend angelegten Statuspassagen, die Harald Welzer (1997) als „Transitionen“ bezeichnet und deren Transformationsmuster sich erst in einer Suchbewegung „entpuppen“ und die konkret greifbaren Ziele prozessgebunden während des Verlaufs hervorbringen (Schützeichel 2015). Grundsätzlich gesehen, geht es um die Krise linear-kausaler Denkfiguren und um das Erproben von Formen eines experimentierenden „Umgangs mit Unbestimmtheit“. Dies wiederum setzt ein *qualitatives* Verständnis von Zeit im Sinne von „Dauer“ als ein „schöpferisches Werden“ (Bergson) voraus.

Verdeutlichen lässt sich dies an der eigenen Forschungspraxis: Die bildliche Suggestionskraft von Übergang als der bis zu Ende geführte Ablauf einer Bewegung von A nach B wirkt dermaßen plausibel, dass es in einem praxisfeldbasierten Projekt einer Reihe von „kritischen Ereignissen“ bedurfte, bis die eingeschlifene

Sichtweise einer „Passage“ im Sinne einer „Lagebeziehung“ erweitert werden konnte (vgl. Schäffter/Schicke/Hartmann 2019). Das entscheidende Erkenntnis Hindernis, das einem solchen transformativen Blickwechsel entgegensteht, erklärt sich daraus, dass bei einer Bewegung von A nach B gewissermaßen „von außen“ gedacht wird. Dem gegenüber wird *Übergang als spannungsreiche Lagebeziehung* erst aus einem „Sich-Dazwischen-Vorfinden“ subjektiv erlebbar und folglich „von innen“ heraus artikulierbar. Ausgelöst wurde der Prozess des Umdenkens durch den konkreten Problemfall eines VHS-Programmbereichsleiters „Fremdsprachen“, der für eine zertifizierte Fortbildung „Übersetzen/Dolmetschen“ trotz ausgiebiger Werbung überraschend nicht genug Teilnehmende finden konnte und dies, obwohl gerade im Adressatenbereich „Menschen mit Migrationshintergrund“ ein gesicherter „Bedarf“ an einer derartigen Qualifizierungsmaßnahme objektiv nachweisbar schien. Erklärungsbedürftig war daher, weshalb sich der festgestellte Bedarf nicht umgehend in entsprechende Weiterbildungsbeteiligung umsetzen ließ. Im konkreten Fall geriet der pädagogische Bezug zur „Lebenslage“ des Adressatenbereichs unter die Lupe. In extern zuschreibender Bedarfsbestimmung erhielt die Kompetenz des Übersetzens eine pädagogisch ausschlaggebende Bedeutung. Diese Deutung traf jedoch offensichtlich nicht die lebensweltliche Sicht der gewünschten Bildungsadressaten. Ihre Fähigkeit zwischen zwei oder mehreren Sprachkulturen vermitteln zu können, bestimmte nicht notwendigerweise das Bild ihrer eigenen Lebenslage. Es besteht vielmehr die Vermutung, dass sie diese Mehrfachkompetenz eher als eine Problematik und nicht als Entwicklungsressource erleben. Das Fortbildungsangebot, sich zum/zur professionellen Übersetzer*in zu qualifizieren, entsprach somit nicht ihrer immanenten Sicht auf die schwierige Lebenslage eines „between and betwixt“, in der sie sich zwischen zwei oder mehreren Sprachkulturen hin und her gerissen erleben mussten.

Eine derart spannungsgeladene und persönlich noch klärungsbedürftige Lagebeziehung erfordert offenbar erst einmal eine gelassene Klärung, um schließlich als zukunftsöffnende Basis für weitreichendere Entwicklungsplanung dienen zu können. Ob dies dann schließlich zur Qualifizierung als Übersetzer*in führen könnte, steht für mögliche Bildungsadressaten zunächst als Entscheidung noch gar nicht an. Die angesprochenen Bildungsadressaten waren folglich gar nicht auf dem „Weg von A nach B“, sondern in einer für sie selbst ungeklärten und ambivalenten Lebenslage eines „Zwischen-den-Sprachen-Seins“ verstrickt. Sie verfügten zunächst noch gar nicht über das, was als die „immanente Transitivität“ ihrer Lagebeziehung bezeichnet werden kann und was ihre zukunftserschließende Produktivität ausmacht. Entscheidend war daher *zum einen*, dass das Konzept der „Übergangszeit“ von der Denkfigur einer möglichst rasch zu durchheilenden Bewegung hin zu einer dauerhaft lebensbegleitenden Spannungslage zu erweitern sei. *Zum*

anderen wurde am Beispiel einer pädagogischen Fremdzuschreibung von Fortbildungsbedarf ihre prinzipielle Unvereinbarkeit mit einer immanenten Sicht auf die je eigene Lebenslage unübersehbar.

Weitere Anwendungsfälle in Form „kritischer Ereignisse“ ließen nicht lange auf sich warten: So hatte sich bspw. die kooperierende Volkshochschule dafür entschieden, als Adressatenbereich eine Teilgruppe der eigenen Kursleiter*innen anzusprechen, die zwar das Rentenalter erreicht hatten, aber dennoch in pädagogischer Lehrtätigkeit verblieben waren und dies für ihren weiteren Lebensverlauf auch ins Auge gefasst hatten. Mit welchem Verständnis von „Übergangszeit“ bekommen es die Kolleg*innen zu tun, die eingeladen wurden, um eben diese Zeit nun auch noch als einen „Bildungsraum“ zu nutzen? Welchen Bedeutungswandel erfährt für sie nachträglich der Ausgangspunkt A, also das zuvor „normale“ Berufsverständnis? Deutlich wurde, dass auch zum Zeitpunkt der nachberuflichen Lebensphase mit „Übergang“ nicht das schlussendliche Erreichen eines vorab ins Auge gefassten Ziels gemeint sein kann, sondern zunächst nur der Eintritt in eine neuartige, wenn nicht sogar avandgardistische Lagebeziehung des „Zwischen“. Erst von ihr aus wird sich sowohl die Bedeutung der „Vergangenheit A“ als auch der sich nun wieder öffnenden „Zukunft B“ zeitsensibel und prozessorientiert in ihrer neuartigen, vielleicht auch bedrohlichen Unbestimmbarkeit gestalten lassen. Genau dies ist mit dem leicht euphemistisch klingenden Label des „Bildungsraums“ gemeint.

Neben den genannten Anwendungsfällen erscheint eine neue Sicht auf die transitive Lebenslage von geflüchteten Menschen und von Arbeitsmigranten in ihrem transformativen „Kipp-Effekt“ ganz besonders bestürzend. Mit der Erweiterung von Übergang als Statuspassage hin zu einer dauerhaft anhaltenden existenziellen Lagebeziehung eines „Sich-Dazwischen-Vorfindens“ stellt sich weit nachdrücklicher als bisher die ideologiekritische Frage, inwieweit nicht die Deutung von Übergang als eine zu vollziehende Statuspassage zunächst nur eine distanzierende Außenperspektive wiedergibt. Demgegenüber wird die „immanente Transitivity“ einer Lagebeziehung in ihrer existenziellen Bedeutung erst aus einer reflexiven Binnensicht erfahrbar und artikulationsfähig.

Erste Klärungsansätze, die noch zum pädagogischen Design einer *Transitionsanalyse* (Schäffter 2019) ausgearbeitet werden, lassen vermuten, dass jede Form von „Übergangsbewegung“ zu einer lebensbegleitenden „topologischen Lagebeziehung des Zwischen“ führt und die daher in seiner menschlichen und gesellschaftlichen Produktivität im Lebenslauf deutlichere Wertschätzung erfahren sollte. Hierdurch erhält das Konzept der transitiven Lebenslage gewissermaßen die existenzphilosophische Bedeutung einer *condition humaine*. Konkret gefasst bedeutet dies, dass das Konzept einer Statuspassage unzureichend zu berücksichtigen vermag, dass

jeder menschliche Lebensverlauf sich aus einem Überwechseln von Zuständen des Dazwischen-Seins aufbaut. Der energetische Vortrieb beruht nicht im Sein, sondern in der Temporalität von „Werden“.

Als schockierendes Gegenbild zum Übergang als einer letztlich kreativen, zukunftsöffnenden „Lagebeziehung des Zwischen“ sollte dabei jedoch nicht aus dem Blick geraten, dass von flüchtenden und ins Exil gestoßenen Menschen das „Zwischen“ eines auf Dauer gestellten „Transits“ existenziell als „timeless place“ erlebt und erlitten wird. Statt einer intensivierenden „Verdichtung von Zeit und Raum“ geraten diese Menschen in ein todbringendes Zeitregime, das ein systematisches Erlöschen aller temporalen und sozialräumlichen Perspektiven bewirkt.

Ortfried Schöffter

LITERATUR

- Aljets, E./Hoebel, T. (2017): Prozessuales Erklären – Processual Explanation. Grundzüge einer primär temporalen Methodologie empirischer Sozialforschung. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 46, Heft 1, S. 4-21.
- Filipp, S. (Hg.) (1995): *Kritische Lebensereignisse* (3. Auflage). Weinheim: Beltz.
- Hofstadter, D. R. (1985): Gödel, Escher, Bach – ein Endloses Geflochtenes Band. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Müller, S./Schaal, G. S./Thiersch, C. (Hg.) (2002): *Dauer durch Wandel. Institutionelle Ordnungen zwischen Verstetigungen und Transformation*. Köln: Böhlau.
- Schöffter, O. (2014): *Bildungsformate im gesellschaftlichen Strukturwandel*. In: Felden, H. von/Schöffter, O./Schicke, H. (Hg.): *Denken in Übergängen. Weiterbildung in transitorischen Lebenslagen*. Wiesbaden: Springer VS, S. 111-136.
- Schöffter, O. (2019): *Transitionsanalyse. Komplementäres Denken in Übergängen*. In: Obermeyer, K./Pühl, H. (Hg.): *Übergänge in Beruf und Organisation. Umgang mit Ungewissheit in Supervision, Coaching und Mediation*. Gießen: Psychosozial Verlag, S. 199-226.
- Schöffter, O./Schicke, H./Hartmann, T. (2019): *Berufsbiographische Übergangszeiten als Bildungsraum nutzen. Eine bildungswissenschaftliche Expertise*. URL: <http://arbeitsgeberzusammenschlusse.de/wp-content/uploads/2019/05/21IAWBI105A-%C3%9Cbergangszeiten-Eine-Bildungswissenschaftliche-Expertise.pdf> [01.07.2019].
- Schützeichel, R. (2015): *Pfade, Mechanismen, Ereignisse. Zur Forschungslage in der Soziologie sozialer Prozesse*. In: Schützeichel, R./Jordan, S. (Hg.): *Prozesse. Formen, Dynamiken, Erklärungen*. Wiesbaden: Springer VS, S. 87-147.
- Welzer, H. (1997): *Transitionen. Zur Sozialpsychologie biographischer Wandlungsprozesse*. Tübingen: edition diskord.